

X

- [Aktuell](#)
- [Themen](#)
 - [ABC der Transformation](#)
- [Autorinnen](#)
- [Archiv](#)
- [Service](#)
 - [Abo bestellen](#)
 - [Bestellung](#)
- [Über uns](#)
 - [Pressestimmen](#)
 - [Kontakt zur Redaktion](#)
 - [ABC der Transformation](#)

Nahaufnahme: Alltag in der Krise

Juni 2020



Krise, Lebensweisen,
Gesundheit, Covid-19

- [English](#)
- [Impressum](#)

Suche

© Aggeliki Koronaion

Tim Lüddemann/flickr

Die Pandemie trifft nicht alle gleich. Menschen in prekären Arbeits- und Lebensbedingungen erkranken und sterben überproportional häufig an Covid-19. Aber auch die Maßnahmen zur Bekämpfung des Virus stoßen auf unterschiedliche Lebensrealitäten. Schulschließungen, Kurzarbeit, Social Distancing oder Homeoffice fordern den Alltag der Menschen verschieden heraus.

Der individuelle Umgang mit der Krise, die Ängste, die sie schürt und die Momente der Solidarität, die mit ihr einhergehen können, sind abhängig von Job, familiärer Situation und Wohnort. Wir haben verschiedene Menschen gebeten, von ihrer Corona-Zeit zu berichten und zu beschreiben, was diese mit ihnen gemacht hat.

»Immer diese Widersprüche«

Christian, Sozialarbeiter in einer Kriseneinrichtung für Psychiatriebetroffene

»Daumen drücken, dass die zweite Welle nicht kommt«
Michaela, Betriebsrätin in einem medizintechnischen Unternehmen

»In dieser Corona-Krise fällt es mir sehr schwer Hilfe zu suchen.«
Sophia, Sexarbeiterin

»Also wurde unsere Wohnung zum Call-Center«
Christiane, pensionierte Naturwissenschaftlerin und ehrenamtlich in der Flüchtlingshilfe tätig

»Die Politiker haben allen geholfen, aber für uns gibt es keinen Cent.«
Zerrin, Altenpflegerin beim DRK

»Ich finde das ganze Reden über Solidarität in der Krise aufgesetzt und verlogen.«
Andreas, Einzelhandelskaufmann in Zeitarbeit

»Diese Krise fühlt sich für mich an wie ein Vakuum«
Born, Künstler und Galerieleiter in Berlin

»Immer diese Widersprüche«

Ich begann langsam, mein Leben umzustellen. Am Vormittag hatten wir auf einer Sonderteamsitzung ausführlich das weitere Vorgehen besprochen. Wir – das ist das Weglaufhaus, ein kleines, basisdemokratisch organisiertes Projekt des Berliner Hilfesystems mit wackliger Finanzierung. Wir unterstützen wohnungslose Menschen in ihrem Kampf gegen die Zumutungen der Psychiatrie. Wir begleiten sie in Krisensituationen. Unerwartet waren wir gemeinsam mit einer umfassenderen Krise konfrontiert. Wir waren überfordert, sprachen uns Mut zu. Bevor ich schlafen ging im Weglaufhaus, las ich das Internet leer. Der hinter einer Paywall versteckte Artikel »Wie das Coronavirus das Nachtleben für immer verändern könnte«, der mit einem Bild des Berghains warb, machte Eindruck auf mich. Etwas dick aufgetragen, die Überschrift, dachte ich und schickte einen Screenshot an Freund*innen, von denen einige im Berliner Nachtleben tätig sind. Es war der 14. März und ich entschied, Bahnfahrten auf ein Minimum zu reduzieren. Auf halbem Nachhauseweg stieg ich aus und begann zu telefonieren. Ich hatte Zeit, der Himmel war blau, ich musste klarkommen nach einer viel zu langen Schicht. Eine Freundin wies mich darauf hin, dass hinter der drohenden längeren Schließung des subkulturellen Berliner Nacht- und Feierlebens die nächste Gentrifizierungsrunde wartet. Ich schämte mich etwas für die Gedankenlosigkeit meines Screenshots und teilte die neue Erkenntnis mit einem Freund. Wir prophezeiten die Rettung der Lufthansa. Ein alter Bekannter – Mittelschicht, selbstständig – ließ mir ausrichten, dass ich lieber nicht zu seiner Geburtstagsfeier im kleinen Kreis kommen solle. Im näheren Umfeld einer Kolleg*in war eine Person positiv

auf Covid-19 getestet worden. Ich hätte mich schließlich länger als 15 Minuten mit ihr im selben Raum aufgehalten. Aber war das der Grund – oder lag es daran, dass ich mit den Schmuttelkindern spielte? Was war zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlicher: dass Bewohner*innen einer antipsychiatrisch orientierten Kriseneinrichtung für Wohnungslose mit Covid-19 infiziert waren oder Angehörige der Mittelschicht? Das Testergebnis meiner Kolleg*in war negativ. Die Geburtstagsfeier fand trotzdem ohne mich statt. Hinter dem drohenden Zusammenbruch der Gesundheitsversorgung zeichnete sich eine Verschärfung des Klassenkampfes von oben ab. Wer kann sich retten, wer wird gerettet? Alles beschleunigte sich. Ich versuchte, das für uns zuständige Gesundheitsamt zu erreichen. Ein Rückruf konnte mir nicht garantiert werden, da die Telefonanlage ausgefallen war. Es war Montag, der 16. März.

Wir sorgten uns – um die Zukunft des Weglaufhauses. Was wäre, wenn die meisten Mitarbeiter*innen krank würden oder in Quarantäne wären und ihre Dienste nicht übernehmen könnten? Was, wenn Bewohner*innen schwer erkranken würden? Was, wenn die Einrichtung unter Quarantäne gestellt werden würde? Welche Folgen hätten dann die Bewohner*innen zu tragen? Können wir ihnen zumuten, weiterhin in Doppelzimmern zu wohnen? Die demütigende Erfahrung der Systemirrelevanz ihrer Anliegen, ihrer Wünsche und Sehnsüchte ist ihnen nur allzu bekannt. Was konnten sie also erwarten, was konnten sie tun, wo doch An- und Zurechtweisungen, Vorgaben und Einschränkungen strukturell ihre Lebensführung durchkreuzen? Gemeinsam dagegenhalten, weitermachen, sich nicht unterkriegen lassen, was auch sonst! Wir stellten das Angebot unseres Besuchstages ein, auch unsere ehrenamtlich organisierte Beratungsstelle wurde vorübergehend geschlossen. Immer diese Widersprüche! Leave no one behind! Wir unterstützten die Forderung, Obdachlose und Geflüchtete in Hotels und Ferienwohnungen unterzubringen. Wir hofften, für den Notfall Zeit zu gewinnen. Glücklicherweise blieben den Bewohner*innen unangenehme Termine bei Jobcentern, Bezirksämtern und Sozialpsychiatrischen Diensten erspart.

Ich las wiederholt von Entschleunigung und den Segnungen des Homeoffice. Ich fühlte mich zunehmend genervt von moralisierenden Anrufungen. Mich ärgerte die Stimmungsmache gegen Jugendliche, die vermeintliche Corona-Partys feierten, während Leute weiterhin gezwungen waren, in schlecht belüfteten Büroräumen und Fabrikanlagen ungeschützt zu arbeiten. Ich wurde immer wütender und war doch in der Komfortzone: keine Vorerkrankung, sozialversicherungspflichtiger Job, eingebunden in mein vertrautes soziales Umfeld, davon niemand akut gefährdet oder pflegebedürftig. Unterdessen fiel Teilen der linken Öffentlichkeit nichts Besseres ein, als ihr immer gleiches Vokabular von Brüchen, Krisen und Chancen neu anzuordnen. War die Welt für viele nicht schon immer zerbrochen? Ich dachte, lediglich neoliberale Apologet*innen und Psycholog*innen könnten in Krisen Chancen erblicken. Ich flüchtete mich in Sarkasmus.

Anfang Juni. Die Lufthansa ist gerettet. Es gibt noch immer keinen uns bekannten stabilen Notfallplan. Ich befürchte, dass Bezirksämter zukünftig zum Sparen angehalten werden. Dies könnte auch die Bewilligungspraxis von Aufenthalt in Weglaufhaus betreffen. Das Prinzenbad hat wieder geöffnet. Noch nie hatte ich so viel Platz zum Schwimmen. Und am Hermannplatz treffe ich auf eine Kundgebung mit über 1000 Teilnehm*innen. Dicht gedrängt, aber es geht um etwas, es geht um viel, es geht um alles. Black lives matter!



Gilbert Mercier/flickr

»Daumen drücken, dass die zweite Welle nicht kommt«

Uns ging es hier eigentlich sehr gut. Bis dann Corona kam. Jetzt heißt es: Daumen drücken, dass die zweite Welle nicht kommt. Aber ich bleib vorsichtig optimistisch.

Mit »hier« meine ich Rangendingen-Bietenhausen, ein Dorf mit 500 Einwohner*innen in Baden-Württemberg, wo ich zusammen mit meinem Mann und unseren zwei kleinen Kindern im Eigenhaus wohne. 12 Kilometer von uns entfernt liegt Hechingen und das sogenannte Medical Valley. Hier haben sich im Laufe der Zeit allerlei medizintechnische Unternehmen niedergelassen. Ich arbeite seit zehn Jahren bei der Firma JOTEC in der Produktion (seit 2014 in Teilzeit, nach der Geburt meines ersten Kindes). Wir stellen Medizinprodukte zur Behandlung aortaler und peripherer Gefäßerkrankungen her. Vor gut einem Jahr haben wir einen Betriebsrat gegründet, als der Aufkauf unseres Unternehmens durch einen US-amerikanischen Konzern das Fass zum Überlaufen brachte. In Hechingen wurden schon viele Medizinunternehmen verkauft, was oft mit Standortschließungen einhergeht. Seitdem bin auch ich